Rhein und Düssel

Illustrierte Sonntagsbeilage zu den „Düsseldorfer Neuesten Nachrichten“

Nro. 27 — Sonntag den 8. Juli — 1906

Goldlenchen.

(7. Fortsetzung.)

Ein Künstler-Roman von Walter Schmidt-Hässler.

(Nachdruck verboten.)

Ein Jahr war vergangen, ein langes Jahr voll wechselreicher und bedeutungsschwerer Ereignisse.

In demselben kleinen, rosig durchleuchteten Boudoir der Baronin, in dem Richard so oft von dem Glück seiner jungen Liebe geplaudert und so viel freundschaftliches Verständnis gefunden hatte, saß der Künstler heute seiner Freundin gegenüber. Draußen war es wieder einmal Herbst geworden, der Oktobersturm pfiff rauh und unwirtlich durch die Gassen und vor den Fenstern hörte man das unaufhörliche Rauschen in den Bäumen des Tiergartens. Im Kamin brannte schon das Feuer, denn es war seit einigen Tagen wirklich fast winterlich kalt und die rote Glut warf ihre flackernden Reflexe auf das weiße, wollige Hauskleid der schönen Frau, die mit verschränkten Armen am Kamin gelehnt stand.

Ihr Gesicht war sehr ernst und ein düsterer Schatten lagerte auf der weißen sonst so klaren Stirne.

„Sie mögen sagen, was Sie wollen Richard,“ sagte sie, ohne ihre Stellung zu verändern, „Sie werden mich niemals von meiner Meinung abbringen, die ich mir einmal gebildet habe. Unterbrechen Sie mich nicht, und lassen Sie mich ruhig rekapitulieren! Vor einem Jahre, fast zur nämlichen Zeit, kam Ihr Lenchen hier an, ein reines unbeschriebenes Blatt mitten in das großstädtische Getriebe. Ich sehe noch heute Ihr leuchtendes Gesicht, als Sie mir die Jubelbotschaft brachten.

Sie führten mir das junge Mädchen zu und ich war entzückt von soviel unentweihter, knospender Lieblichkeit. Ich habe es Ihnen damals ja auch rückhaltlos zugestanden! — Daß sich für Ihr Lieb, oder, wie wir heut sagen müssen, für Ihre Braut kein sorgloses Paradies an der Seite des rastlos und leider nicht immer erfolgreich arbeitenden Künstlers bot, bieten konnte, das war mir damals schon klar, aber Ihr damaliges Glück machte Sie ja blind und taub gegen alles, und es war damals auch wirklich nicht an mir, Ihnen irgendwelche Vorstellungen zu machen. — Sie führten das junge, ahnungslose Ding, das an Ihnen hing mit geradezu rührendem Vertrauen, in eine Welt ein, von der sie noch keine Ahnung hatte, Sie stellten Ihr Glück öffentlich zur Schau, statt es für sich zu behalten. Sie weideten sich daran, wenn man ihr von allen Seiten den Hof machte, und waren glücklich, wenn man sie beneidete. Nun aber kommt der Punkt, den ich Ihnen heute ernstlich zum Vorwurf mache.

Warum quälen Sie sich und das arme Mädchen mit dieser ewigen grundlosen Eifersucht, jetzt, wo es Ihnen mit einem Male lästig wird, die Geliebte umhuldigt zu sehen? Warum kommen Sie jetzt und beklagen sich über das, was Sie selbst doch systematisch großgezogen haben?“ —

Richard stand auf und um seine Lippen zuckte es nervös, als er antwortete: „Weil ich heute sehe, was ich früher nicht gesehen habe, daß es ihr Freude macht, mit allen zu kokettieren, daß es ihr förmlich zum Bedürfnis geworden ist, sich den Hof machen zu lassen. Wären wir schon verheiratet, so fiele ja manches fort, ein gemeinsames Heim gäbe ihr schon von selbst eine kontinuierliche Beschäftigung. Aber so?! Sie hat zu keiner Arbeit die mindeste Lust, einen Brief zu schreiben, bereitet ihr förmliche Qual, und nur für Amüsements und Zerstreuung hat sie Sinn! Tagelang kann sie vor sich hinträumen, schlechte Romane verschlingen um dann abends wie elektrisiert emporzuschnellen, wenn es sich darum handelt, irgend ein fades, oberflächliches Vergnügen mitzumachen!“

„Und darüber wundern Sie sich?“ tönte es ruhig zurück. „Seien Sie doch ehrlich gegen sich selber, lieber Freund! Hier müssen Sie vor allen Dingen lernen, objektiv zu urteilen und die Lage der Dinge zu betrachten, wie sie ist! Sie haben ja doch im Anfang alles getan, um die Sachen dahin zu leiten, wo sie heute stehen. Sie selbst haben die Geliebte in der Zeit, wo Sie leicht und viel Geld verdienten, tausendmal beschworen, keine Stellung anzunehmen, die sie sichergestellt hätte, sondern nur Ihnen und Ihren Idealen zu leben. Sie waren eifersüchtig bei dem Gedanken, daß das hübsche Kind irgendwo in einem Geschäft von den Käufern angestarrt werden könnte, und deshalb schnitten Sie ihr die Möglichkeit des ehrlichen Erwerbs ab. Sie veranlaßten sie, nachdem Sie sich mit ihr verlobt hatten, alles von Ihnen anzunehmen, und ich — der die Kleine oft genug ihr Herz ausschüttete, weiß am besten, mit welchem Widerstreben sie anfänglich alles annahm.

Das war egoistisch von Ihnen, Richard, denn Sie hätten an die Zukunft denken müssen!“ —

Der junge Mann sah die Baronin an mit einem schmerzlichen und gequälten Blick und antwortete: „So bin nach Ihrer Meinung also ich an allem schuld, was nun geschieht? Ich ganz allein?“

„Sie haben mich um meine Ansicht gefragt und ich verhehle Ihnen nicht, was ich denke. Ja, Sie sind schuld, wenigstens zum größten Teile, daß Leni sich in das tatenlose Leben hineingewöhnt hat, daß sie heute nur für Vergnügungen Sinn hat, den Wert des Geldes nicht kennt und gefallsüchtig geworden ist, haben Sie allerdings auf Ihrem Gewissen. Sie war biegsames Wachs in Ihren Händen, als Sie sie erhielten und Sie haben es versäumt, dieses Material zu etwas Brauchbarem zu formen in verblendeter Verliebtheit! — Das Mädchen hat einen vortrefflichen Fond und liebt Sie heut noch mit derselben Intensität, wie zu Anfang. Das meine ich! —

Richard war ans Fenster getreten und schaute regungslos auf die grauen Regenwolken hinaus, die sturmgepeitscht, ruhelos dahinjagten. Genau so sah es in seiner Seele heute aus, farblos und unruhevoll. Leise sagte er jetzt, ohne den Kopf zu wenden: „Und was soll ich nun tun?“

„Ein Mann sein, Richard“, antwortete ihm die klare Stimme der klugen Frau, „den nervösen Künstler hinter sich werfen und aus diesem Dilemma ein gesundes Ende suchen! Heiraten Sie das Mädchen, so schnell als möglich, erlösen Sie sie aus den ungesunden Verhältnissen, aus der Luft der Chambre garni-Wohnungen, retten Sie sich Ihr Glück in ein kleines, wenn auch noch so bescheidenes eheliches Heim und geben Sie dem Mädchen, das Sie lieben, das beste was Sie ihm geben können,

Goethefestspiele 1906. **Plakatvignette** von Hans Deiters.

eine Pflicht!" — Dabei streckte sie Richard die Hand hin, in die er langsam die seinige legte, während er das Haupt wandte und ihr voll ins Gesicht sah. In seinen Augen schimmerten aufsteigende Tränen, als er warm erwiderte: „Ich danke Ihnen, tausend, tausendmal, Claudine, für alles, was Sie mir sind. Ich wills versuchen, um mein Glück zu kämpfen und will glauben an die Liebe des eigenartigen Geschöpfes, auch wenn tausend Zweifel in mir aufsteigen. Ich liebe sie ja! Ich bete sie an mit ganzer flammender Seele und, wie Sie vor einem Jahre sagten, so steht es noch heute. Eine Täuschung an ihr zertrümmert unfehlbar mein ganzes Leben. Ich könnte es nicht verwinden, das fühle ich mit jeder Minute.

Aber wie lohne ich es Ihnen, Sie große, stolze Natur, was Sie für den fremden Menschen tun, wie Sie eintreten für sein bißchen Glück?"

„Wie Sie mir lohnen sollen? — Großes Kind! Indem Sie glücklich werden und das Herz glücklich machen, das zu Ihnen nun einmal gehört. Ein großer Künstler sollen Sie werden, von dem alles mit Bewunderung spricht. Dann ist die Freundschaft belohnt. Und nun gehen Sie zu ihr! — Und grüßen Sie sie von mir!"

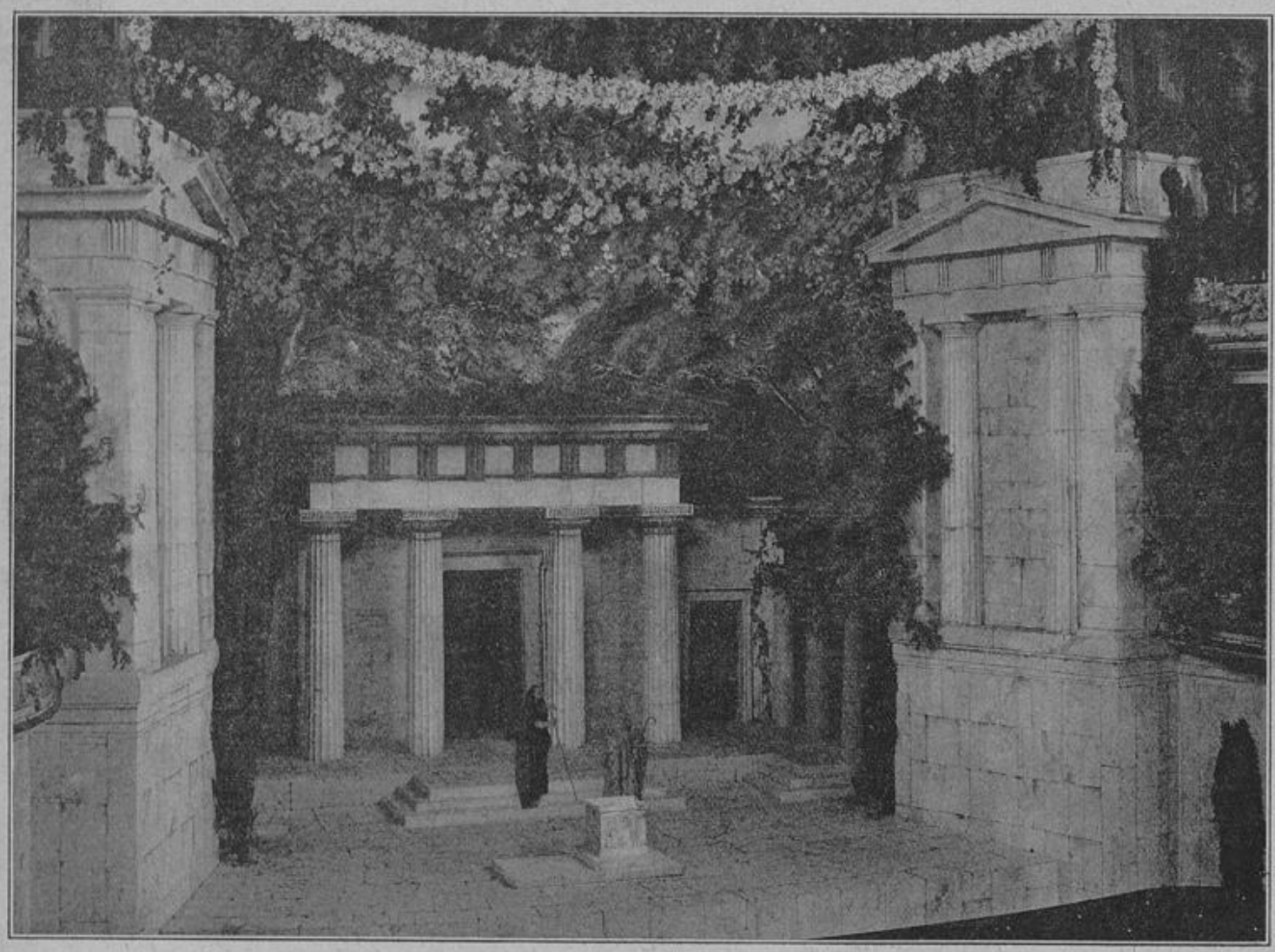
Als Richard gegangen war, blieb die Baronin am Fenster stehn und sah ihm nach, wie er über die mit welkem Laub bestreuten Wege des Tiergartens zwischen den regenfeuchten Stämmen dahinschritt. — Die weiße, kleine Hand, die sich fest um den Fensterriegel preßte, zitterte leise und in den Winkeln des feinen Mundes bebte es sichtbar.

Dann senkte sich das schöne schwarze Haupt auf den Arm langsam herab und heiße Tränen brachen sich gewaltsam durch die geschlossenen Lider Bahn!

Sie liebte den Mann, den sie getröstet hatte, sie betete ihn an mit fanatischer Liebe, und während sie für die andere bei ihm sprach, blutete ihr eigenes Herz aus tausend offenen Wunden.

Sie sah mit klaren, prophetischen Augen über seinem Haupte die unheilbringende Wolke heranziehen, die sein Glück, seine Zukunft zerstören konnte, und dennoch wagte sie nicht, auch nur einen Finger zu rühren, das drohende Verderben seiner Liebe zu ihrem Glücke zu beschleunigen. Angst um ihn, Sorge um sein Herz waren es, die sie marterten, die sie anspornten jene beiden zusammenzuführen um jeden Preis, schon um sich selber jede Hoffnung zu benehmen, jeden Wunsch gewaltsam niederzukämpfen. Es war das Martyrium einer selten großen Seele, das sie durchkämpfte, schweigend, von keinem geahnt und nur immer das eine war ihr stehendes Gebet: Herr Gott im Himmel, gib mir Kraft — Kraft bis ans Ende! —

Auf der kleinen Chaisolongue in der dunklen Ecke des Boudoirs lag sie mit krampfhaft gefalteten Händen, regungslos und still mit zuckendem Herzen und brennenden Augen, bis der Abend dämmerte und es Zeit war, sich energisch aufzurütteln und mit liebenswürdigem Lächeln in der Komödie „Gesellschaft" die alte Hauptrolle zu spielen, der lieben Welt die klare, glückliche Stirn zu zeigen, um die Tausend andere Frauen sie beneideten.



Hofphotogr. J. Söhne-Düsseldorf.

Goethefestspiele 1906: Die klassische Bühne im Apollotheater. (Siehe Seite 4.)

Lenchen hatte unterdes auch eine etwas stürmische Auseinandersetzung gehabt und zwar mit dem Grafen Schomberg, dem Freunde ihres Verlobten. Sie hatten sich zufällig, wie oft schon auf ihrem täglichen Spaziergange getroffen und lächelnd, charmant und verbindlich wie immer hatte er sich ihr angeschlossen! Dabei war denn gleich das alte Thema erörtert worden.

Schomberg hatte sich gleich im Anfang seiner Bekanntschaft in Lenchen verliebt, und je kühler und ablehnender sie sich verhielt, desto heißer und begehrlicher war es in ihm emporgestiegen, bis seine anfängliche Verliebtheit allmählich zu einer großen, intensiven Leidenschaft angewachsen war, die ihn vollständig beherrschte, die ihn taub machte gegen alles andere.

In der ersten Zeit hatte er Richard öfter aus kleinen und größeren Verlegenheiten geholfen und sich ihn verpflichtet, so daß derselbe ihm nicht so schroff entgegentreten konnte, wie er es jedem anderen gegenüber getan hätte, der sich, wie der charmante Graf, Lenchen mit jenen Verbindlichkeiten näherte, die nichts Aufdringliches hatte, nichts Heraus-

forderndes, und doch Richards Blut beständig in Wallung hielt. — Lenchen, der diese Art vornehmer Huldigung fremd war, die wie der Hauch eines angenehm betäubenden Parfüms auf sie wirkte, nahm dieselbe entgegen mit der ganzen ihr eigenen Naivität, ohne ihm jemals irgendwie entgegenzukommen und ihn zu ermuntern. Es übte einfach denselben Reiz auf sie aus, wie alles neue, was sie umgab. Sie dachte sich nichts böses dabei.

Und doch war Schombergs Benehmen die erste Veranlassung zu kleinen Differenzen zwischen den beiden, bis der Graf plötzlich eine längere Reise antreten mußte. Auf niemand war Richard so eifersüchtig, wie gerade auf seinen Freund, weil seine Art, Lenchen zu huldigen, etwas wirklich Faszinierendes in ihrer scheinbaren Unbefangenheit hatte, weil Viktor der einzige war, dessen Überlegenheit er sich selbst zugestand. Nur er konnte ihm gefährlich werden, darum atmete er auf, als Schomberg seine längere Reise antrat.

Eines Tages war ein heimlicher Brief an Leni gekommen, er hatte es gewagt, ihr zu schreiben in der zarten, verblümten Weise, mit der er alles zu sagen wagen durfte, er hatte es getan auf die Gefahr hin, mit Richard ernstlich zu kollidieren.

Lenchen hatte den Brief anfangs Richard zeigen wollen, aber aus Furcht vor seinem heftigen Temperament hatte sie geschwiegen und die Sache geheim gehalten. Sie hatte den Brief verbrennen wollen, aber sie konnte sich nicht trennen von dem zarten Zeichen ihres unbeabsichtigten Sieges über ein so stolzes Herz, es machte ihr Freude, den schönen, viel umhuldigten Mann zu ihren Füßen zu wissen, und so war sie — ohne es zu ahnen — seine Mitschuldige geworden.

Darauf fußte dann der Herr Graf weiter, schrieb dann postlagernd und verstrickte das leichtsinnige, unerfahrene Geschöpf immer tiefer in das Netz, bis es nach seiner Berechnung über dem blonden Köpfchen zusammenschlagen mußte. Er war ja ein vielgeliebter Meister in dieser Kunst, und hier sprach bei ihm mehr mit, als flüchtige Leidenschaft, es meldete sich bei ihm ein Etwas, das er längst glaubte vollständig verausgabt zu haben, das er lange Jahre nicht mehr gefühlt hatte — ein Herz.

Dieser liebenswürdige Luxusgegenstand machte mit einemmal seine Existenzrechte in sehr fühlbarer Weise geltend, indem er alle anderen Gefühle despektierlich zur Seite drängte und seine Alleinherrschaft siegreich behauptete. Graf Viktor liebte, und diese leidenschaftliche Liebe kannte keine Grenzen, keine Bedenken mehr.

Nach seiner Rückkunft hatte er Lenchen zunächst allein gefunden und sich schnell überzeugt, daß er einen heimlichen Bundesgenossen gefunden hatte, die Sorge, die sich zwischen Richard und Leni eingenistet hatte.

Richard konnte und wollte mit Leni nicht mehr wie sonst alle Vergnügungen mitmachen, und Leni fühlte sich durch diese steten Weigerungen zurückgesetzt. In der Zeit, die sie allein in ihrer Mietswohnung sitzen mußte, langweilte sie sich tödlich, und Richards Liebe allein vermochte nicht mehr, sie über diese Stunde der Langeweile und Mißstimmung hinwegzusetzen, wie sonst. Menschengewühl und Zerstreuungen waren ihr zum Bedürfnis geworden. In diese Stimmung hinein kam Schomberg, zurückkehrend von seiner Reise. Lenchen schalt ihn zwar ob seiner zudringlichen und gefährlichen Korrespondenz, aber sie ließ sich von ihm bestimmen, ihr zeitweiliges Plauderstündchen, das doch so harmlos sei, Richard zu verschweigen, und so war unversehens ein neues, heimliches Band geknüpft, gefährlicher und verderblicher, als das erste.

Lenchen war nun einmal anders, als andere, und das geheimnisvolle Etwas in ihr stärker, als sie selbst. Sie liebte Richard heute noch innig, sie würde ihm heute noch bedenkenlos über den Ozean gefolgt sein, aber sie langweilte sich nur mit ihm allein, den sie ja so ganz genau kannte mit all seinen Eigenheiten. Sie nahm es ihm gar nicht übel, wenn er fortging, mit seinen Freunden im Café oder abends im Restaurant zu plaudern, aber sie beanspruchte mit der ihr eigenen, selbstgeschaffenen Logik dasselbe Recht für sich. Sie wollte auch etwas vom Leben haben und Schomberg bestärkte sie nach Kräften in dieser Ansicht, indem er ihr klar machte, daß es durchaus kein Unrecht gegen Richard, kein Raub an seiner Liebe sei.

Dasselbe Thema war auch heute wieder erörtert worden und zwar eingehender als je! —

„Nein, nein", sagte Lenchen. „Ich sehe gar nicht ein, weshalb ich immer tagelang in meiner einsamen Wohnung sitzen soll wie eine Gefangene, während er seine Freunde aufsucht oder bei der Baronin sitzt und dann mit schlechter Laune nach Hause kommt. Ich gebe ja zu, daß ich ihn nicht so geistreich unterhalten kann, wie die kluge, vornehme Frau, ich glaube es ihm ja auch, daß er solche Anregungen braucht, um arbeiten zu können und, weiß Gott im Himmel, ich bin nicht eifersüchtig darauf, denn ich glaube fest an seine Liebe. Aber ich will nicht indessen zu Hause verkümmern mit meiner Jugend, ich will nicht mein Leben vertrauern wie eine Gefangene, wie ein Sträfling."

„Sie haben recht, Helene", bestätigte der Graf, „Sie haben völlig recht! Aber was hilft's? Richard würde diesen Wunsch niemals begreifen, nie seine Berechtigung anerkennen! Jeder vernünftig denkende Mensch wird Ihnen zugestehen, daß Sie nichts Unerlaubtes tun, wenn Sie auf eigene Hand sich harmlos amüsieren, aber an diese Harmlosigkeit eben würde Richard niemals glauben! Glauben Sie mir, Helene, daß ich es gut und ehrlich mit Ihnen meine und nur euer beider Bestes will?

Dabei blieb er unter dem Boden der Stadtbahn stehen, die über ihnen hindonnerte und streckte ihr die Hand hin.

„Ja, Herr Graf, das glaube ich, fest und bestimmt, denn sonst würde ich Ihnen nicht immer wieder gestatten, mich hinter seinem Rücken zu treffen. Ich halte Sie für unser beider bester Freund und deshalb ist es mir ein Bedürfnis, mich mit Ihnen auszusprechen, wenn mir das Herz schwer ist. — Er tut's ja auch — bei der Baronin! — Eine leichte Falte zog über ihre Stirne, als sie fortfuhr: „Ich habe eben Größeres von Richard und seinem Talent erwartet. Ich glaubte, er würde schneller Wort halten können, mit mir gemeinsam und sorglos in das Leben und seine Freuden hineinzutauchen, die er mir so glühend, so herrlich geschildert hat. Kann ich nun dafür, daß seine Arbeiten nicht besser bezahlt werden, ist es meine Schuld, daß das Berühmtwerden so lange dauert? — Und wenn ich darauf warten soll, bis er's erreicht hat, was er sich träumt — Du lieber Gott, dann bin ich eine alte Jungfer und er selbst ein alter Herr, der keine Freude mehr am Leben hat. Ich bin doch nun mal gern lustig, und in seiner Gesellschaft bin ich's schon lange nicht mehr gewesen!"

„Wollen wir beide mal lustig sein, Helene?" rief Viktor wie in einem plötzlichen übermütigen Einfall. „Wollen wir 'mal die ganze unnötige Sentimentalität, all die häßlichen Grillen und selbstquälerischen Gedanken ertränken in froher, durch nichts getrübter Lustigkeit, in perlendem Champagner?

„Champagner?!" wiederholte Helene langsam und in ihren dunklen Augen leuchtete es förmlich auf! „Champagner?! Gott, den trink' ich ja so rasend gern! Und wie lange habe ich keinen mehr gesehen!"

„Wollen Sie?" wiederholte der Graf.

„Wie gern!" flüsterte sie leise. „Aber wird er es nicht erfahren?"

„Von wem denn?" lächelte Viktor. „Ich werde unseren kleinen dummen Streich nicht an die große Glocke hängen und Sie werden Richard keine Gelegenheit geben, ungemütlich zu werden! Und wohin gehen wir?"

„Das weiß ich nicht! — In irgend ein Restaurant, wo ich mit Richard noch nicht war."

„Und wann?" drängte Viktor! „Fahren wir gleich, das Wetter ist abscheulich, das welke Laub hier überall auf allen Promenaden, die ganze Herbststimmung machen nur melancholisch, und so denk ich, suchen wir uns irgend ein stilles Plätzchen, eine lauschige Ecke. Sind Sie dabei?"

„Nein — bitte, nein", sagte jetzt Helene, der mit einem Male das ganze Unstatthafte der Situation vor Augen trat, in der das bessere Selbst sich regte. „Verschieben wir's auf ein andermal. Heute nicht!"

„Und weshalb nicht? Ist Richard zu Hause?"

„Nein! — Er ging früh, gleich nach dem Essen schon, weg!"

„Wissen Sie vielleicht wohin?"

„Ja — zur Baronin!"

„Ah", lächelte der Graf. „Dann hat's auch nichts auf sich, wenn wir in ein stilles Weinrestaurant gehen. Gleiches Recht für beide Teile. Sie haben ja selbst erst diese Ansicht verfochten!"

Der letztere Grund entschied! — Lenchen stieg mit Viktor in die geschlossene Droschke, die er anrief, lehnte sich in die Wagenecke und rief lachend: „Meinetwegen denn! Richard ist selbst schuld, wenn ich 'mal ohne ihn und seine Einwilligung lustig bin. Warum sperrt er mich zu Hause ein. Aber" — und drohend erhob sie den Finger — „auf Ihr Haupt die Verantwortung, Herr Graf, für alles, was geschieht!"

„Sie komme über mich", antwortete Schomberg mit komischem Pathos, indem er Lenchens Hand an seine heißen Lippen zog. „Ich werde es zu verantworten wissen!"

Eine halbe Stunde später saßen die beiden in einem der kleinen behaglichen Extrazimmer eines der elegantesten Restaurants Unter den Linden. Lenchen hatte sich bequem in den grauseidenen Fauteuil geworfen und lag vor dem flackernden Kamin, auf dessen goldenes Gitterwerk sie die kleinen Füße aufgestemmt hatte. Die Fenster waren dicht verhüllt, an der Decke und den Wänden glühte das matte Licht aus den bunten Kelchen der Kristallblumen und weiche, wohlige Wärme strömte rings um sie her, schmeichelnd und berückend. Viktor war, nachdem er dem Kellner seine Befehle gegeben, gleichfalls an den Kamin getreten und stand nun vor ihr und schaute nieder auf das bezaubernde kleine Geschöpf mit dem leuchtenden Blondhaar.

Und sie plauderten zusammen, zuerst von tausend albernen, gleichgiltigen Dingen, aber so ausgelassen, so lustig, daß es wirklich schien, als wären sie beide auf Stunden der ganzen Welt da draußen entrückt. Dann kam der Champagner, und wie er in den blitzenden Schalen perlte, so perlte auch bei dem Grafen Witz, Leben und frohe Laune und berauschte allmählich, langsam, aber sicher, wie der feurige Sekt. Immer und immer wieder stießen sie an auf dauernde Freundschaft, bis Schomberg endlich dicht an Lenchens Seite rückte und seinen Arm um ihre Taille legte. Und nun sprach er leiser, dringender, er sprach von seiner grenzenlosen, heimlichen Liebe zu ihr, von der Hoffnungslosigkeit derselben und seinem brennenden Leid! Er überflutete sie mit dem ganzen dämonischen Zauber seines Wesens, der noch niemals seine Wirkung versagt hatte; wo er siegen wollte.

Lenchen legte die Hände vors Gesicht, das wie im Fieber glühte, und überwältigt von all dem, was auf sie einstürmte, begann sie leis, und bitterlich zu weinen; sie wäre am liebsten aufgesprungen und davongelaufen, meilenweit, ohne sich umzuschauen, vor ihm, vor Richard und vor sich selbst, aber sie lag wie gebannt in dem leicht bebenden Arme der sie umschlang, unter dem hypnotischen Banne der heißen Stimme die in ihr Ohr flüsterte.

„Du weißt es nun, süßes, geliebtes Kind, daß ich Dich liebe, weißt, wie es aussieht in meinem Herzen. Geh' jetzt hin und verrate mich an Richard, damit er mich tötet! — Aber erschrick nicht! Nie soll diese Liebe Dich beleidigen, niemals die Ruhe Deiner Seele und eueres Glückes trüben. Ich bin ja kein Feigling und kämpfe sie nieder mit aller Gewalt meiner Seele. Aber wissen mußt Du's, wie ich leide, einmal aussprechen mußte ich's, denn das allein gibt mir Kraft, fernerhin alles stumm und stark in mir zu verschließen. Wenn Du aber jemals eines Freundes bedarfst, der Dich zärtlich an seine Brust zieht, wenn Richard jemals Dich verlassen könnte, dann, Helene, dann weißt Du, wohin Du gehörst? Dann komm zu mir und mit allem Glanz, wie eine Königin will ich Dich umgeben, mein ganzes Leben soll eine einzige Huldigung sein! Willst Du mir fest und feierlich versprechen, wenn es jemals anders kommen sollte, was Gott verhüte, Dich an niemanden zu wenden, wie an mich? Willst Du?"

„Ja! Ich will", hauchte Lenchen weinend, „ich habe ja sonst niemanden mehr auf der Welt, denn drunten mein Bruder in der Schweiz, den ich aufgab um Richards willen, dessen Briefe ich unbeantwortet ließ, aus Furcht, er könnte mich holen — mein Bruder würde mich nicht mehr aufnehmen. Ein „Zurück" gibts ja für mich nicht mehr. Nur „vorwärts" noch kann ich, vorwärts, und gings ins Verderben!"

„Es lebe die Jugend", rief Viktor, indem er sein Glas erhob, „und Deine holde, jungfräuliche Schönheit, die wert ist, anders gefeiert, anders gehegt zu werden! Wie ein kostbares Juwel in der Erde schönstem Glanz müßte man es fassen, das süße, wonnige Gesicht!"

Und mit sanfter Hand wollte er Lenchens blondes Köpfchen zurückbiegen, um seinen Mund auf die rosigen Lippen zu drücken, um die es zuckte und bebte, wie leis verhaltenes Weh, aber Lenchen sprang auf, wandte sich blitzschnell aus seinen Armen und trat tief, bis in die Mitte des Zimmers zurück, während er ihr mit fragenden Blicken nachschaute.

„Hab' ich Dich beleidigt?" fragte er verwundert.

„Nein", tönte es freundlich, aber fest zurück, „aber ich will Ihnen keine Veranlassung geben, es zu tun!"

„Wenn ich Dich küsse?" lächelte Viktor.

„Ja! Denn das wäre eine Beleidigung, denn es wäre ein Zeichen, daß Sie mich nicht achten. Und nicht wahr, ich habe nichts getan, um Ihrer Achtung unwert zu sein?" Dabei sah sie ihn so ruhig, so überzeugend an, daß seine heißen Blicke sich in unwillkürlicher Beschämung senkten, und langsam, etwas ernüchtert, stand er auf.

„Sie haben recht, Leni", sagte er leise, indem er ihr mit vortrefflich gespielter Ehrlichkeit die Hand hinstreckte. „Sie sind ein seltener Charakter, und nach dieser Stunde schätze ich Sie nur noch höher, als je, fühle nur noch voller und überzeugender Ihren ganzen seltenen Wert!"

„Ich danke Ihnen!" entgegnete sie einfach und schlicht, seine Hand drückend. „Und nun lassen Sie mich fort, es ist spät!"

Willenlos gehorchte Viktor, hing ihr den Mantel um und führte sie hinaus auf die Straße, wo die elektrischen Laternen bereits aufblitzten, rief eine Droschke heran, und Lenchen drückte ihm nochmals die Hand, als sie einstieg.

Beide sprachen kein Wort mehr!

Als der Wagen um die Ecke bog, steckte sich Viktor langsam und bedächtig eine Havannazigarre an, während ein seltsam malitiöses Lächeln die Winkel des schönen Mundes umspielte.

Er war zufrieden! Sie glaubte an ihn und seine Ehrenhaftigkeit — aber sie wußte auch, daß er sie liebte. Das war ihm für heute genug!

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Wie schrecklich nüchtern, wie entsagungsvoll dürftig war es bei ihr zu Hause nach den flüchtig verlebten Stunden in dem kleinen bezaubernden chambre aparte.

Richard hatte dreimal im Laufe des Nachmittags nach ihr gefragt. Er hatte sie durchaus sprechen wollen, bevor er am Abend in eine Gesellschaft ging, wo er eingeladen war und nicht absagen konnte.

Nie war sie sich so einsam, so verlassen vorgekommen, wie gerade heute. Der Ofen war ausgegangen, auf dem Tisch standen noch die Teller von ihrem bescheidenen Mittagsmahl und die Lampe brannte heute so trübe, wie nie!

Ans Fenster pickte der Regen und von einem der Nebenhöfe klang eine melancholische Drehorgel. — Ihre Stimmung war gradezu unerträglich, sie verwünschte sich und die Welt und hockte sich ans Fenster, den Kopf in beide Hände gestützt und starrte hinaus auf die gewohnte Aussicht, die träufelnden Dachrinnen und die nasse Mauer drüben, von der die bunten Plakate durchweicht in schmutzigen Fetzen herabhingen. Die Straßenlaterne an der Ecke flackerte unruhig im Winde und beleuchtete das ganze wenig erbauliche Bild mit rötlichem Lichte. Alles häßlich um sie her, häßlich und freudlos! Sie kam sich vor, wie eine Verwehmte, und wenn sie sich ehrlich fragte: Was hatte sie denn getan? Sie war dem Geliebten nachgefolgt in die Welt, im festen Glauben an seinen Genius, an seine Künstlerschaft, sie hatte an all die glänzenden Luftschlösser geglaubt, die er ihr erbaut hatte. Das war ihr Vergehen!

Gewiß hatte sie ihn lieb, sehr lieb sogar — aber sie liebte auch sich selbst und ihre knospende Jugend, die im Begriffe stand, trostlos zu verkümmern! — Nein, nein, rief es rebellisch in ihr, dazu hat selbst die Liebe kein Recht!

Und wieder blickte sie unverwandt drüben auf die mit Plakaten bedeckte Ecke, und eine Welt von Gedanken erfüllte mit einem Male ihren arbeitenden Kopf. Drüben, dicht unter der flackernden Laterne las sie mit großen Buchstaben ein Plakat, das fast ganz allein an der Mauer noch haftete und ihr brandrot entgegenleuchtete. Immer und immer schaute sie es an, wie gebannt hafteten ihre Blicke daran, bis sie sich erhob und das Rouleau herunterließ.

Aber in ihrem Gesicht lag ein Zug eiserner Entschlossenheit, um ihre Lippen zuckte es so trotzig, wie sonst, wenn sie einen Entschluß gefaßt hatte, von dem nichts sie abzubringen vermochte.

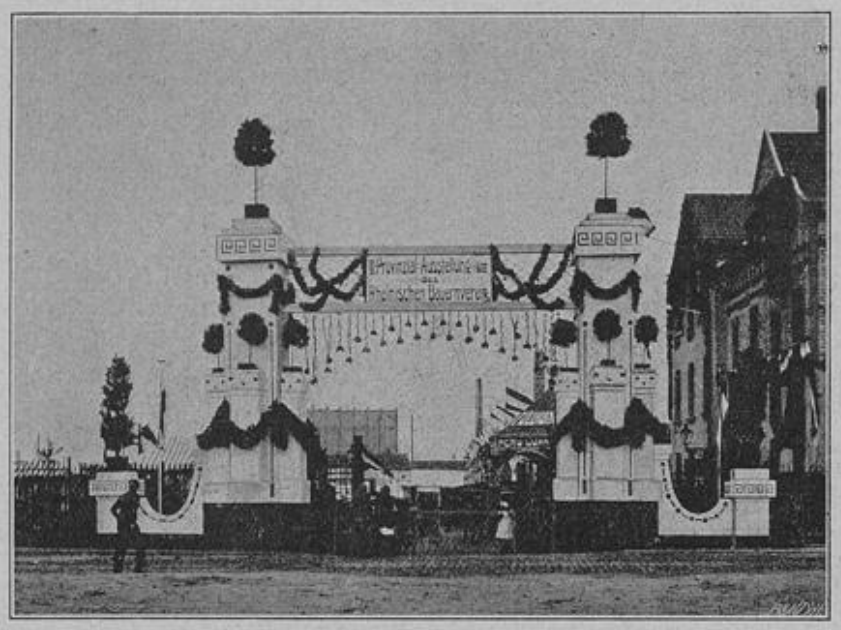
Dann rief sie ihre Wirtin und sagte zu ihr: „Bitte, wecken Sie mich morgen um 8 Uhr, ich habe einen sehr notwendigen Gang und wenn mein Verlobter nach mir fragt, so sagen sie ihm, er möge mittags gegen 1 Uhr wieder kommen!"

Am nächsten Morgen gegen 11 Uhr saß Richard vor seiner Staffelei. Er arbeitete an einem neuen Bilde, das bei ihm bestellt war und wofür ihm ein sehr akzeptabler Preis geboten worden war. Als er von seiner gestrigen Unterredung mit der Baronin nach Hause gekommen war, hatte er die Zeit nicht abwarten können, zu seinem Lenchen zu fliegen, zärtlich wie sonst seine holde Braut in die Arme zu schließen und ihr zu sagen: „Laß uns eins sein, so schnell als möglich! Wenn es im Anfang auch nicht so glänzend geht, wie wir wünschen, wenn wir uns auch einschränken müssen — wir gehören doch zu einander!

Daß er Lenchen nicht traf, verstimmte ihn unbeschreiblich und den ganzen Abend war er in Gedanken bei ihr gewesen. Am Morgen gegen 9 Uhr schon hatte er sie wieder aufgesucht, aber den Bescheid erhalten, daß sie vor 1 Uhr nicht zurückkommen würde. Was hatte sie denn zu tun? Was trieb sie, die sonst leidenschaftlich gern lange schlief, um halb 9 Uhr schon aus dem Hause? Den Gedanken ward er nicht los.

Gegen 11 Uhr klopfte es und Lenchen schritt über die Schwelle. Ihr ganzes Gesicht glühte in unterdrückter Erregung und ein Lächeln seltsamer Art spielte um ihren Mund! Nach der kurzen Begrüßung zog sie ihre Handschuhe aus und lehnte sich über seinen Stuhl.

(Fortsetzung folgt.)



Das Portal der Landwirtschaftlichen Ausstellung in Neuß. (Siehe Seite 8.)

Die klassische Bühne zu den Goethe-Festspielen im Apollotheater.

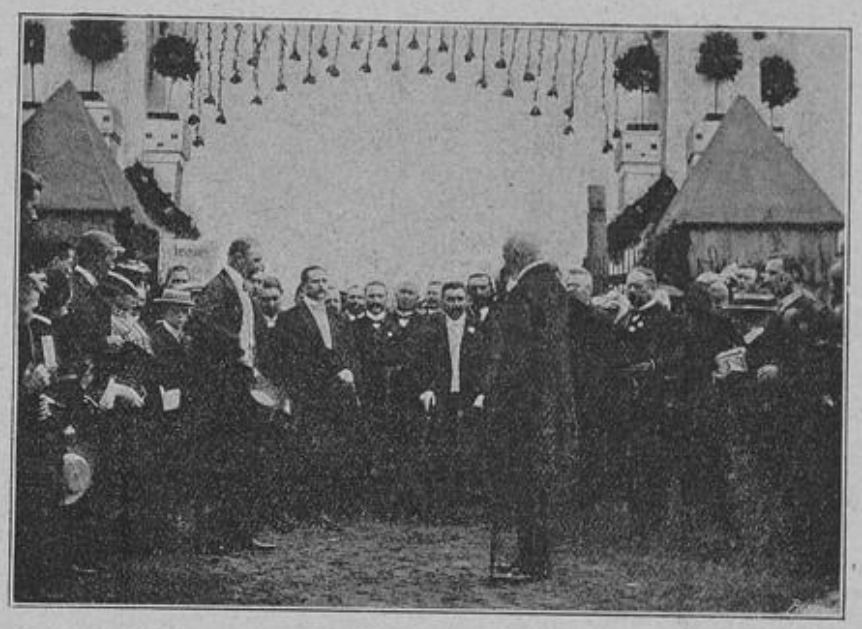
Da die diesjährigen Veranstaltungen des Goethevereins wegen des Umbaues im Stadttheater nicht stattfinden konnten, so hat man sich entschlossen, die Festspiele im Apollotheater abzuhalten. Und man hat damit einen guten Griff getan. Schon die Dekoration des Zuschauerraumes ist dazu angetan, den Besucher wähnen zu lassen, daß er sich

in einem altgriechischen Theater befindet, noch viel mehr aber ist die Dekoration der Bühne und ihres Umbaues geeignet, diese Illusion zu erwecken und dauernd zu erhalten. Die Orchester- und Proszeniumslogen an der Bühne sind durch säulengeschmückte Pylonen verdeckt und zu beiden Seiten erstreckt sich ein Pinienwald, der durch goldene Sonnensegel mit der Bühne in Verbindung steht. Üppige Laub- und Rosengirlanden bilden die Soffiten. Auf der Bühne befindet sich im Hintergrund auf erhöhtem Podium der dorische Königspalast mit vielsäuligem Vorbau, im Vordergrunde ein einfacher Altar.

Die erste Idee zu dem Umbau der Bühne ist von Max Grube ausgegangen, der eine freie Anlehnung an die Dörpfeldsche Rekonstruktion vorgeschlagen hatte. Der Archäologe Dörpfeld hatte bekanntlich die Ausgrabungen in Olympia in Händen und hat vieles zur Erforschung des antiken Zeitalters beigetragen. Der erste Entwurf des Bühnenumbaues rührt vom Theatermaler Hacker her, der auch die wirkungsvolle Bühnendekoration geschaffen hat.

Die Leitung des Umbaues und die Behandlung des architektonischen Teiles lag in den bewährten Händen des Erbauers des Apollotheaters, des Architekten H. vom Endt, der mit großem Geschick seiner Aufgabe gerecht geworden ist. Der gemeinsamen Arbeit der drei genannten Herren ist es also zu verdanken, wenn die diesjährigen Festspiele des Goethevereins in einem Rahmen stattfinden, der dem Wert der Aufführungen ebenbürtig ist.

Da die bisher in Szene gegangenen Aufführungen in so hohem Maße den Beifall aller Besucher gefunden haben, steht zu erwarten, daß auch bei den noch kommenden der Besuch ein recht reger sein wird, so daß neben den idealen Erfolgen der Festspiele auch der pekuniäre nicht ausbleibt. Mit Sonntag den 8. Juli beginnt der zweite Teil der Festspiele, dessen erster Abend „Das goldene Vließ", mit den beiden Abteilungen „Der Gastfreund" und „Die Argonauten" bringen wird, während am zweiten Abend „Medea" in Szene geht. Am Samstag den 14. Juli wird dann noch außer Abonnement Goethes „Iphigenie auf Tauris" gegeben.



Empfang des Oberpräsidenten auf der Ausstellung in Neuß. (Siehe Seite 8.)

Sr. Majestät schönster Leutnant.

Novellette von C. Gerhard.

(Nachdruck verboten.)

„Donnerwetter!" fluchte der Leutnant von Winterstein, „diese Maniché lassen mir auch gar keine Ruhe! Da eine Mahnung vom alten Baumann, hinter der eine Drohung steckt, hier eine höfliche Aufforderung vom Halsabschneider Rentel, binnen vierundzwanzig Stunden meine Schuld zu bezahlen, und dort Rechnungen vom Schneider, Schuster, Handschuhmacher! Großer Gott, mit diesen Wischen könnte ich mir ja meine Stube tapezieren. Aber — bezahlen, nein, das kann Seiner Majestät schönster Leutnant nicht!

In vierundzwanzig Stunden — das ist böse. Womit beruhige ich Rentel, daß er noch auf das Sümmchen wartet? Es war so klein, als er es mir lieh, und ist so arg gewachsen, besser als mein Schnurrbärtchen. Ach, wenn das Geld nur nicht so rund wäre und die Welt nicht so schön, so voller Genüsse! Wie kann ich widerstehen, geboren mit einem Gemüt für alles Schöne.

„Werden der Herr Graf sich abgewöhnen müssen", war der alte Baumann so kühn, mir zu sagen. Hol' ihn der Teufel.

Ach, wenn ich doch nur einen Grund hätte, dieses verfluchte Nest mit Ehren eine Weile zu verlassen, bis die Blutsauger sich beruhigt oder der Alte für mich eintritt oder ich eine wunderschöne Millionärin gefunden! So viele Aussichten und doch nützen sie mir nichts.

Siegfried, was wirst Du tun? Heiratest Du am Ende die Rose Rentel oder die Augusta Baumann?"

Mit zärtlichen Blicken liebkoste er sein Bild im Spiegel. „Natürlich nähme mich jede von ihnen, aber nein, in diesen sauren Apfel beiße ich nicht. Na, wollen mal zu Tisch gehen, vielleicht kommt mir beim Sekt ein guter Gedanke. Sekt? Alter Knabe, was wirst Du trinken, wenn Du in Amerika Stiefel putzest oder mit einem Stoß Teller durch den mit Gästen angefüllten Saal rennst? Scheußliches Bild! Doch noch ist nicht aller Tage Abend; vielleicht schickt mir der Liebesgott heute ein hübsches Kind, Millionen schwer in den Weg oder mir wird eine Versetzung, ein Kommando oder dergleichen zuteil. Nur nicht verzagt! Ach, da sieht sich ja die hübsche Eva, des Registrators Töchterlein die Augen aus dem Strohköpfchen nach mir aus. Wollen uns ihr gleich im verblüffenden Glanz unserer Leutnantswürde zeigen. So, nun noch die Handschuhe und hinaus!"

„Auf in den Kampf, Torero!" pfeifend, begab sich Siegfried von Winterstein auf die Straße, legte an Evas Fenster kaum merklich die Finger wie zum Kuß an den Mund und schritt dann sporenklirrend ins Kasino.

Es war bereits ein wenig spät, die Kameraden saßen schon bei Tisch, die Suppe war aufgetragen. Eben entfaltete von Winterstein die Serviette und warf einen mißtrauischen Blick in die Brühe, als plötzlich die Ordonnanz die Türe aufriß und zu ungewöhnlicher Stunde der Oberst eintrat, begleitet von einem hochgewachsenen Herrn, der gleichfalls Uniform trug. Die Offiziere sprangen auf, begrüßten ehrerbietigst den Erbprinzen Eberhard von D., der à la suite des Regimentes stand; er aber reichte allen die Hand und setzte sich mitten unter sie an die lange Tafel. — Er sah ein wenig blaß und angegriffen aus und erzählte, daß er zur Wiederherstellung seiner durch eine heftige Influenza angegriffenen Gesundheit eine Reise durch Südfrankreich und die Riviera im Automobil machen, dann per Schiff nach Sizilien und Afrika gehen wolle. Kurz vor seiner Abreise von D. sei sein langjähriger Begleiter und Freund Baron Freudlen durch einen Todesfall in der Familie unabkömmlich geworden; allein möchte er aber nicht reisen.

Was er nicht sagte, errieten die Offiziere; er wollte sich unter ihnen einen Stellvertreter für den Baron suchen und manchem klopfte das Herz höher bei dieser Aussicht. Auch Siegfried von Winterstein! Herrgott, wenn der Erbprinz ihn mitnähme! Aber daran war gar nicht zu denken, er würde einen der älteren Offiziere wählen. Schade, schade! Doch dadurch sich nicht die Stimmung trüben lassen. Das Leben war doch schön, und der Sekt mundete so vorzüglich. Halblaut flüsterte er seinen Tischnachbaren witzige Bemerkungen zu; eine davon traf das Ohr Se. Hoheit; er lächelte und beobachtete von diesem Augenblick den schönsten Leutnant des Regiments mit Interesse.

Nach Tisch zog er ihn in ein Gespräch, an dessen Schluß er ihn fragte: „Hätten Sie Lust, mich zu begleiten? Majestät hat mir in der Wahl freie Hand gelassen, Ihrer Karriere wird der Urlaub nichts schaden und sie lernen ein Stückchen Welt kennen."

Ob er wollte? Mit strahlendem Gesicht schlug er in die Hand des Erbprinzen ein. Er war doch ein Glückspilz! Er konnte die Garnison verlassen, seinen Peinigern entgehen und sah vor sich eine lange Reihe genußreicher Tage. Das herrliche Paris sollte er kennen lernen, Nizza, Monte Carlo! Oho, und da würde er mit einem Schlage gewinnen, was er den Blutsaugern schuldete. In der Freude seines Herzens hätte er den Erbprinzen beinahe umarmt; etwas mühsam nur bewahrte er seine militärische Haltung, aber als Se. Hoheit sich zurückgezogen, ließ der neu ernannte Reisebegleiter Sekt und immer mehr Sekt kommen und zechte mit den Kameraden bis an den hellen Morgen.

In acht Tagen wurden alle Vorbereitungen erledigt; da die Reise ein Jahr dauern sollte, war Siegfried nach Hause gefahren, um sich von den Seinen zu verabschieden; zur Reise-Equipierung hatte er von seinem Alten glücklich einen Tausendmarkschein losgeeist und gab davon dreihundert Mark an Rentel. Die anderen, die seine Bude belagerten, vertröstete er auf seine Rückkehr. Er würde von seiner ansehnlichen Gage sparen und in Monte Carlo gewinnen, dann sollten sie befriedigt werden. Es blieb ihnen nichts übrig, als sich zu fügen. Als Se. Majestät schönster Leutnant die Droschke bestieg, die ihn zum Bahnhof bringen sollte, beugte sich die kleine Eva trotz des kühlen Herbsttages zum Fenster hinaus. Er nickte ihr huldvoll zu, ihr rannen die Tränen über das Gesicht. — — —

Am Hofe zu D. verlebte Siegfried von Winterstein einige sehr angenehme Tage. Die hohen Herrschaften waren äußerst gnädig gegen ihn, und sein Selbstgefühl schwellte hoch empor, als die Fürstin ihn in besonderer Audienz das Wohl ihres Sohnes ans Herz legte. Der Erbprinz sei durch eine traurige Erfahrung zur Melancholie geneigt, er möge ihn vermöge seines sonnigen Humors aufheitern. Ihrer Dankbarkeit sei er gewiß. Natürlich versprach er alles, und als es nun wirklich im sausenden Automobil hinausging in die schöne Welt, da kostete es ihm nicht die mindeste Anstrengung seinen Frohsinn in wahren Strahlengarben sprühen zu lassen. Er hatte auch die Genugtuung, daß sich das ernste Gesicht seines Begleiters erhellte.

Wie konnte man auch traurig sein, wenn man Erbprinz war, keine Gläubiger besaß, aber ein großes Vermögen! Siegfried von Winterstein begriff es nicht; und war vielleicht eine unglückliche Liebe im Spiel gewesen — zum Tausend, es gab genug schöne Frauen in der Welt!

Die erste größere Reise wurde nach Paris gemacht. Ach, wie das Seine-Babel dem jungen Leutnant, der bisher kaum über seine Garnison hinausgekommen war, gefiel! Er wußte kaum, ob er mehr die großartigen Geschäfte, die famosen Restaurants oder die eleganten Pariserinnen bewundern sollte. Einzig störend war ihm die fremde Sprache, in der er sich nur so unvollkommen ausdrücken konnte, daß er zuweilen ein freilich schnell verschwindendes Lächeln um Se. Hoheit Lippen spielen sah.

Das war ihm zu peinlich, also mußte er Stunden nehmen. Der Wirt des Hotels empfahl ihm eine junge Sprachlehrerin, deren Unterricht oft in seinem Hause in Anspruch genommen wurde. Flüchtig sah Siegfried Mademoiselle Lucile, war entzückt von ihrem Äußern und bat sie in einem mühsam geschriebenen Billettchen, ihn ihre schöne Sprache zu lehren. An dem Vormittage, an dem er sie zum ersten Male erwartete, machte er besonders gewählte Toilette und stellte einen Nelkenstrauß auf den Tisch. Erregt ging er hin und her, er freute sich auf das Stündchen mit Mademoiselle Lucile; sicher würde er bald dabei anlangen, aimer mit ihr zu konjugieren.

Es klopfte. „Entrez!“ rief er laut und schaute mit leuchtenden Augen zur Türe. Sie öffnete sich, eine Dame trat ein — entsetzt prallte der Leutnant zurück. Statt des Blumengesichtes der holden Lucile sah er ein altes, häßliches Frauenantlitz! Es war ihre Mutter, die ihm mit einem Lächeln, bei dem sie große, gelbe Zähne enthüllte, erklärte, daß sie ihr Täubchen nicht zu jungen Herren schicke. Grollend mußte sich Se. Majestät schönster Leutnant fügen. Aber Madame unterrichtete gut, und er brauchte nicht mehr über sich zu erröten.

Im übrigen kosteten ihm die zahlreichen Vergnügungen, die er genoß, viel Geld, so daß er zufrieden war, als der Erbprinz die Abreise anordnete. Nun ging es durch das schöne Frankreich nach Nizza zur Frühlingssaison.

Dort nahmen sie in einem eleganten, an der Promenade des Anglais gelegenen Hotel Wohnung.

Siegfried von Winterstein hatte nichts eiligeres zu tun, als, sobald ihn sein Herr entließ, nach dem hübschen kleinen Palais de la Jetée zu gehen und fünfzig Francs zu verspielen! Am nächsten Tage waren es schon hundert! Warum war er auch so töricht, hier sein Heil zu versuchen! Im nahen Monte Carlo würde sein Glück blühen.

Etwas zerknirscht begab er sich zum Diner, und es ward ihm nicht ganz leicht, den Erbprinzen angenehm zu unterhalten. Plötzlich leuchtete es in seinen Augen auf. An einem Tische nahe dem ihren saßen zwei Damen, eine ältere, sehr vornehm aussehende und ein bezaubernd hübsches, junges Mädchen, zwischen ihnen ein kleiner Knabe. Unausgesetzt beobachtete Siegfried das schöne Mädchen und lauschte ihrem musikalischen Lachen; sie schien seinen Blick zu fühlen, einen Moment schaute sie ihn mit den großen, herrlichen Blauaugen an und errötete. Gleich nach Tisch erkundigte er sich im Bureau des Hotels nach den Damen. Es waren Deutsche, Frau von Rohrscheidt, die Gattin eines sehr reichen, kürzlich geadelten Industriellen, mit Familie. Ah, er mußte sie kennen lernen!

Am nächsten Tage ließ sich der Erbprinz bereden, mit ihm nach Monte Carlo zu fahren. Während Se. Hoheit etwas gelangweilt die Säle durchschritt, setzte Siegfried und verlor in größter Schnelligkeit ein ansehnliches Sümmchen. Solch ein Pech! Er malträtierte zornig sein Schnurrbärtchen. Da glitt neben ihm ein duftendes Taschentuch zu Boden; wie er es aufhob und seiner Eigentümerin überreichte, erkannte er zu seinem Entzücken in ihr die junge Dame aus dem Hotel.

Eilig stellte er sich vor. Da sagte sie lächelnd: „Hoheit haben ein wenig Unglück im Spiel gehabt.“

Hoheit? — Ah, sie verkannte ihn!

„Ich bin nicht, der ich scheine!“ berichtigte er.

„Ich weiß,“ sagte sie verständnisvoll, „Hoheit reisen inkognito, ich will es respektieren.“

Nun, wenn sie es durchaus nicht anders haben wollte, mochte sie ihn für den Erbprinzen halten. So kam ihm dessen Inkognito, über das er sich anfangs geärgert, zugute! Es konnte ein amüsantes Komödiespielen werden.

„Haben gnädiges Fräulein auch schon zu setzen versucht?“ fragte er. „Nein? Wollen wir es nicht zusammen wagen?“

Sie nickte; im Nu aber wurden die beiden Zehnfrancsstücke weggerafft. Sie lachte übermütig. Natürlich, was machte sich ein Millionärstöchterlein aus solchem kleinen Verlust, zumal ihre Mutter, welche mit Eifer spielte, zu gewinnen schien. Noch einmal versuchten's die beiden mit gleichem Mißerfolg.

„Wir müssen uns mit dem bekannten deutschen Sprichwort trösten,“ sagte Siegfried bedeutungsvoll. Sie errötete tief.

„Sillian, wir wollen gehen!“ rief ihr die alte Dame zu. Sillian! Wie süß der Name klang! Respektvoll stellte sich der Leutnant Frau von Rohrscheidt vor; es schien ihm, als ob auch sie ihn für den Erbprinzen hielte. Das ging doch nicht! Er nannte nochmals seinen Namen, worauf sie mit überlegenem Lächeln antwortete.

Und auch im Hotel in Nizza galt er augenscheinlich für Se. Hoheit. Die Kellner versprachen sich wiederholt, bedienten ihn mit der größten Zuvorkommenheit und hatten wohl auch einigen Gästen ihre Annahme mitgeteilt. Siegfried begegnete manchem interessevollen Blick; dann reckte er sich hoch auf und sah gnädig auf die herab, welche ihn erhöhten. Aber was bedeutete ihm dieses harmlose Intrigenspiel, was auch die ganze Schönheit der Riviera gegen ein Zusammensein mit der holden Sillian! Er benutzte jede Gelegenheit, sich den Damen zu nähern, ging und fuhr mit ihnen spazieren und fühlte schon nach wenigen Tagen, daß er sein Herz rettungslos verloren.

Eines Tages traf er Sillian allein auf der Promenade am Meere. Sie trug einen großen Strauß weißer Maßliebchen in der Hand. Sofort beschloß er, zur Attacke überzugehen.

„Gnädiges Fräulein, schenken Sie mir eine Marguerite, ich möchte mein Schicksal aus seinen Blättchen erfahren — oder besser noch gleich aus ihrem Munde. Teure Sillian, ich liebe Sie, werden Sie mein!“

Erschreckt wich sie zurück, Tränen perlten in ihren Augen.

„Hoheit machen sich einen Scherz mit mir!“

„Aber bei Gott, ich bin nicht Se. Hoheit der Erbprinz, sondern zum Glück nur Sr. Majestät schön—, wollte sagen glücklichster Leutnant, wenn Sie mein sein wollen.“

„Dann — ja, dann —!“

„Sillian, soll das heißen, daß Du mich liebst?“ rief er. „Ah, Du nickst. Mein, mein! Mein süßes Bräutchen, mein zukünftiges reizendes Frauchen!“

Und im Angesicht des leuchtenden Meeres drückte er den Brautkuß auf ihre Lippen.

„Nun komm zu Deiner Mutter, daß ich Dich von ihr mir erbitte!“

Jäh riß sie sich von ihm los. „Du hältst mich für Frau von Rohrscheidts Tochter? Ich muß Dich enttäuschen, ich bin nur eine entfernte Verwandte von ihr, in ihrem Hause erzogen, als mein Vater, der Hauptmann von Reuter und meine Mutter früh starben, ein armes Mädchen. Galt Dein Lieben der Tochter des Millionärs? —“

„Sillian, Sillian, hör' auf, ich liebe Dich, ob arm, ob reich, Du wirst mein!“

Wohl zogen wie in einer Vision Baumann und Rentel wehklagend an seinem geistigen Auge vorüber, aber er fühlte, ohne Sillian konnte er nicht mehr leben. Das Schicksal würde schon helfen.

Und es half wirklich; noch selbigen Tages erklärte sich der Erbprinz bereit, seines famosen Reisebegleiters Schulden zu bezahlen. Frau von Rohrscheidt, die Kaution zu stellen, und nun war Siegfried von Winterstein nicht nur Sr. Majestät schönster, sondern auch glücklichster Leutnant,

---

„Ein Lebensbild“.

Von Martha Schmuckler.

Es regnet, und der Läden Glanz und Licht
Sich in den dunklen Wasserlachen bricht,
Und strahlt zurück, der Menschen Aug' entgegen,
Die sich die Straße auf und ab bewegen,
Achtlos des reichen Schmucks, der hellen Pracht,
Die aus den Fenstern lustverheißend lacht.
Sie alle hasten, eilen durch den Wind,
Damit sie bald im Schutz des Hauses sind. —
O, seht ihr nicht das arme blasse Weib,
Von Lumpen ist umhüllt der müde Leib,
Der stumme Jammer spricht aus ihrem Blick,
Das Elend, dem nichts fremder als das Glück!

Daheim auf hartem Bett, in kalter Stube,
Da stirbt ihr Kind, ihr einzig Kind, ihr Bube.
Für ihn trug gern sie Kummer, Not und Sorgen,
Und lacht' sein klares Aug' sie an am Morgen,
Dann ging zur Arbeit froh sie Tag für Tag,
Dacht' an ihr Kind und fühlt' nicht Müh und Plag,
Sie war zufrieden. — Doch dann kam die Not,
Das Kind ward krank, ein tückisch Fieber droht,
Die einz'ge Lebensfreude ihr zu rauben.
„Herr, rette mir mein Kind, laß mich an Wunder glauben!“
So betet nachts sie bis zum grauen Morgen,

Zermartert sich das Hirn mit bangen Sorgen.
Der Tag bricht an, sie muß zur Arbeit geh'n!
Will sie ihr krankes Kind nicht Hungers sterben seh'n.
Schon ist sie an der Tür, da wendet sie sich um,
Des Knaben Wangen glüh'n, sein Auge folgt ihr stumm,
Und plötzlich ruft er: „Mutter, geh nicht fort!
Siehst Du nicht jene schwarzen Männer dort?
Sie greifen schon mit ihrer Hand nach mir.
Ach, Mutter, bleib dies eine Mal nur hier!“
Sie kämpft mit sich, dann tritt sie zu dem Kind

Und legt die Hand auf seine Stirne lind:
„Sei still, mein Liebling, Mutter holt nur Brot." —
„Ich hab' so Angst. Sieh, wie die Hand dort droht!
Ach liebe Mutter, geh' nicht fort von hier,
Ich fürchte mich, ach bleibe doch bei mir!
Des Kindes Fingern klammern sich an ihre Hand,
Sein banger Blick bricht ihren Widerstand,
Sie bleibt daheim. Der Tag in Angst vergeht;
Der Regen strömt; der Wind das Haus umweht;
Im Fieber stammelnd spricht das Kind zu ihr:
„Ach Mutter, geh' nicht fort, ach bleib' bei mir!"
Da kommt ihr ein Gedanke: Sie will geh'n
Und Glückliche um eine Gabe fleh'n,
Daß für das Kind den Arzt sie holen kann.
Er ist ein harter, unbeugsamer Mann
Und will nicht ohne Geld den Kranken heilen.
Soll er noch helfen, darf sie nicht verweilen.
Ein letzter Blick noch auf den armen Kleinen.
Sie sieht sein Grauen, hört sein ängstlich Weinen,
Da faßt sie Mut, erstickt den bittern Schmerz,
Der ihr zusammenkrampft das Mutterherz,
Und eilt davon, und fühlt nicht Sturm noch Regen;
Sie tut's ja für ihr Glück, für ihres Kindes Segen. —
— Die Menschen jagen, eilen ohne Rast. —
Gar oft die Arme sich ein Herze faßt
Und bittet flehentlich um eine Gabe,
Damit nicht stirbt ihr einz'ges Gut, ihr Knabe.
Doch keiner achtet ihrer müden Stimme;
Da wird ihr Herz erfüllt von wildem Grimme:
Sie flucht der harten Unerbittlichkeit
In ihres Herzens ungemessenem Leid. —
Dann treibt die Angst sie heim, ihr Herz klopft wild,
Und vor dem Geist schwebt ihr ein schrecklich Bild:
Sie sieht ihr Kind dem Leben schon entrückt,
Und flucht dem, der soviel Leid ihr schickt.
Von Angst gefoltert öffnet sie die Tür'
Da lähmt ein freud'ger Schreck die Glieder ihr,
Das Kind schaut klaren Aug's sie an und spricht:
„Jetzt bleibst Du endlich bei mir, Mutter, nicht?"
Da löset sich des Weibes starrer Schmerz,
Und Wonne überkommt ihr wehes Herz,
Sie birgt ihr Haupt aufschluchzend in den Kissen,
Umfängt den Knaben, der ihr fast entrissen
Und ruft: „O Gott, du wolltst ihn mir nicht rauben,
Hab' Dank, du gabst mir wieder meinen Glauben.

Frühsommersonntag.

Skizze von Paul Hermann Hartwig.

Die Vorhänge waren nicht zugezogen, — da konnte die Sonne mich ungehindert wecken, als sie ihre ersten Strahlen über die schwarzblauen Schieferdächer schickte. Die fünfte Tagesstunde war noch nicht vollendet. Die Lider wollten wieder über die Augen sinken, dann aber war's mir, als wäre draußen ein Glück bereitet, an dem ich Anteil haben dürfte.

Das Haus, in dem sich am Tage das Leben so laut und geschäftig auftat, lag in feierlicher Ruhe, auch von draußen drang kein fremder Laut. Es war ja Sonntag — Frühsommersonntag.

Nun begann ein Kanarienvogel im unteren Stockwerk seinen Morgengesang. Schon die ersten Töne, die sich zaghaft loslösten, durchdrangen die Stille, dann aber schwoll die Strophe an, als solle das ganze Haus ermuntert werden.

Ich sah den kleinen gelben Kerl ordentlich vor mir, wie er auf der obersten Stange seines Bauers saß und sich selber der Kraft und der Schönheit freute, die seiner Kehle entströmte.

Mir lag noch die Betätigung dieser jubelnden Daseinsfreude im Ohr, als ich bereits die Straße gewonnen hatte. Sie lag noch in völliger Stille und ich sah, wie unpersönlich häßlich und nüchtern alle diese steinernen Häuser waren, in denen sich fast das ganze Leben der Bewohner abspielte. — Und draußen lockte die Au!

Sehnsucht nach der Fülle lebensprühender Schönheit erfaßte mich und trieb mich rasch aus den beengenden Mauern heraus. Die langen eintönigen Straßenzüge, die banalen Plätze, die Fabrikgebäude lagen hinter mir — ein kleines Wäldchen nahm auch dem Rückwärtsschauenden die Aussicht auf das Häusergewirr. Es ruhte noch in völligem Morgenfrieden, und dieser Friede verlieh dem Fleckchen Erde, an dem sich „Verschönerungsverein" und industrielle Wirte versündigt hatten, einigen Reiz. Das Wäldchen löste sich nach Osten hin, wo tiefe Steinbrüche den Verschönerungen ein Ziel setzten, in anmutig unregelmäßigem Bestand von jungen Birken auf, die in grünem hochzeitlichen Kleid standen. Aus den Ritzen und Spalten älterer Brüche, in denen sich ein wenig Humus gesammelt hatte, quoll junges Leben in zarten grünen Ranken und anmutigen Gräsern hervor. Amsel und Pirol, Buchfink und Zeisig schmetterten ihre Strophen der Sonne entgegen, die die junge Herrlichkeit mit Glanz umhüllte.

Auf den Wiesen, durch die sich gemächlich das schmale Silberband eines Flüßchens zog, lagen noch wie zarter Perlendunst die letzten Nebelschwaden und den Fuß netzten ab und zu Grasrispen, von denen die Kette funkelnder Tautropfen sprühte. In dem grünen Grund hatte der Frühling farbenfreudig und reich gewirkt, und es war ein Teppich, dessen herbe würzige Düfte die Sinne erfrischten.

— — Und zu denken, daß in Stundenferne jetzt eine Stadt erwachte, der selbst dieser Frühsommertag nicht eine Ahnung von seiner eigentlichen Herrlichkeit geben konnte!

An die Wiesen, von denen jetzt ein leiser Wind den zarten Nebelhauch vollends verjagte, schlossen sich sanft ansteigend Felder mit üppig sprossender Saat. Das Flüßchen machte eine Krümmung, vereinigte sich mit einem Bach und durchschnitt ansehnlich verbreitert hügeliges Land, dessen schön bewaldete Abhänge reizende Ufer bildeten. Das schmale Tal war nach halbstündiger Wanderung zu erreichen.

Das Silber des Wassers wandelte sich rasch in einen tiefgrünen, weichen Farbton, so dicht standen hüben und drüben die stattlichen Laubbäume, die zierlichen Birken, die ernsthaften Erlen, und auf den Höhen die Silberbuchen, auf deren leuchtendem Blätterdach Sonnenlichter ihr munteres Spiel trieben. Welcher Duft, welche Fülle, welcher Reiz im Kleinen! Käfer krochen geschäftig in die hellen Flecken, auf denen sie vom wärmenden Licht voll umfangen wurden. Zitronenfalter umgaukelten auf einer kleinen Lichtung schöne weiße Blütensterne. Und in das unaufhörliche Zwitschern und Jubilieren der Waldvögel schwebten von fern her die Klänge einer dörflichen Kirchenglocke. . . Dieser wunderbare Sommersonntagsfriede — so tief — so tief!

— — Bei einer kleinen Wegbiegung sah ich über mir auf einem felsigen Vorsprung einen Jungen stehen. Er trug eine ausgewaschene Lodenjoppe, auf dem dunklen lockigen Haar saß eine blaue Klassenmütze. Er bemerkte den Wanderer unter sich nicht, sondern starrte mit weiten Augen in die Ferne — ohne daß er es achtete, fielen aus seiner Botanisiertrommel allerlei Pflanzen und Kräuter. Der empfand die Herrlichkeit, die um ihn erblüht war, das fühlte ich und hatte den kleinen Träumer ordentlich lieb.

Da ertönte jäh eine harte Stimme: „Kurt!" und noch einmal „Kurt, hier her!"

Der Junge erschrak, glitt vom Felsen herab und eilte durch das Dickicht, um der rufenden Stimme zu folgen.

Die Ufer traten hier ein wenig zurück und auf dem verbreiterten Gelände stand ein Mann und einige Knaben. Der Mann war mit einem langen, braunen Überrock bekleidet, aus der Andeutung eines Stehkragens ragte der starke Hals hervor, auf dem ein höchst ungemütlicher Kopf saß. Er hatte einen ungepflegten Vollbart und schaute sauertöpfisch und mißtrauisch über die Brillengläser, einem Sonntagfriedenskündiger glich er jedenfalls nicht.

Ich verlangsamte absichtlich meinen Schritt — er schien den Knaben einen Vortrag zu halten.

„Zeig' her, Franz, was Du gesammelt hast."

Einer der Knaben gab ein Bündel Pflanzen.

„Keine interessante Auslese," sagte er mißbilligend, „Taubnessel, Wiesenschaumkraut, Wasserschierling, doch hier die Küchenschelle, wie heißt der lateinische Name?

„Gemeine Küchenschelle heißt Pulsatilla vulgaris."

„Was weißt Du von dieser Pflanze mitzuteilen?

„Pulsatilla ist ein giftiges Kraut mit doppeltfindenschnittigem Blatt und einem einfachen, einblütigen oberhalb der Mitte von einer Blätterhülle umgebenen Schaft. Pulsatilla war offizinell."

„Gut, nun weiter."

Ein anderer reichte ihm das Prachtexemplar einer purpurroten Orchis.

„Was haben wir hier?"

„Gemeines Knabenkraut, Orchis latifolia."

„Sprich Dich darüber aus."

„Orchis gehört zu den monokotyledonischen Pflanzenfamilien. Sie ist ein krautartiges Gewächs mit handförmig geteilten Knollen. Die Knollen werden wegen ihres Stärkemehlgehalts als stopfendes Mittel benutzt."

Der Lehrer riß einige der zierlichen Blüten ab und verteilten sie.

„Nehme jeder sein Taschenmesser und zerlege die Blüte."

Als dieser Schulmeister meine Aufmerksamkeit beobachtete, dozierte er doppelt laut.

Inzwischen war mein kleiner Freund näher gekommen, ein wenig verlegen, wie einer, der immer ein böses Gewissen hat. „Nun Kurt" — die Stimme des Lehrers verschärfte sich — „wo steckst Du?"

Der Junge, der hier unten viel kleiner aussah, schwieg.

„Rasch heraus mit der Sprache!"

„Ich habe da oben die Aussicht betrachtet, alles liegt in Sonne."

„Und was hast Du gesammelt?"

Bestürzt schaute der Kleine in die leere Botanisiertrommel. Nur in der Hand hielt er ein paar blasse Waldveilchen.

„Hundsveilchen," schrie der Chor.

„Viola silvestris, sonst nichts?! Du bist unverbesserlich, Du Lümmel, nachlässig und faul" — und er hob die Hand und gab dem Jungen einen kräftigen Backenstreich. Der Kleine duckte sich ein wenig, er wischte mit seinem Taschentuch über die Wange, aber er weinte nicht.

Ein Streber unter den Jungen hatte seitwärts im Gebüsch eine Pflanze entdeckt, die er mit allen Anzeichen strahlender Freude dem Lehrer darreichte.

„Hier, Herr Doktor, etwas Seltenes."

„Ei, ei, sieh da, ein Aronsstab," und er machte mit seinem Messer einen Querschnitt durch die Blume.

Ich ging rasch weiter, denn in mir stieg es siedend auf. So ein Kerl, so ein Kerl. . . .

In den Sommersonntagsfrieden war ein bitterer Tropfen gefallen. Da wurde nun ein Stück Kindheit, eine schon emporblühende Freude totgeschlagen. Was wußte dieser Professor der Naturkunde von Natur!

Die Sonne schien nicht mehr so hell, für den Sang der Vögel war mein Ohr nicht mehr geöffnet, und die Lichter auf dem sprudelnden Fluß schienen verschwunden — wie ein grauer Schleier lags über dem sommerlichen Bilde. Aber der graue Schleier lag nur vor meinen Augen. Sie wollten gar nicht wieder hell blicken, immer sahen sie die harte Hand, die strafend auf das Gesicht des lieben Jungen fiel, der eben noch mit versonnenen Kinderaugen Schönheit getrunken hatte. Prügeln hätte ich diesen Jugendbildner mögen. — —

Ein liebliches Bild verschob ein wenig den häßlichen Eindruck.

Kurz vor dem bescheidenen Gasthaus, in dem ich frühstücken wollte, stand ein wilder Apfelbaum. Er war über und über mit Blüten bedeckt und Bienen durchsummten die rosige Pracht. Unter dem Baum stand ein kleines Mädchen im weißen Kleid mit blauer Schürze. Es streckte verlangend die Arme aus, ohne einen Blütenzweig erreichen zu können.

„Mann, Du, Mann, Du bist groß, bring mir doch den Baum herunter, ich will Blumen für die Mutter," rief sie mir voll Ungeduld entgegen. Ich tat ihm den Willen und es brach ein paar kleine Zweige. Dabei rieselten ihm Blüten in das braune offene Haar und in den hellen Augensternen stand die Glückseligkeit eines erfüllten Kinderwunsches.

„Danke, danke — weißt Du, die Blumen hab' ich so gern und die Mutti auch." — Froh lief sie mit ihren Blütenzweigen ins Haus.

Ich aber dankte dem Schöpfer, daß dieses Kind noch nicht Blumen sezieren und Querschnitte machen mußte. —

Ausflug der „Lätitia" nach Liedberg.

Unsere Bilder.

Als der Rheinische Bauernverein seinen Sitz von Kempen nach Cöln verlegte, beschloß er, um Neuß, welches von dem Gründer als Sitz des Vereins in Aussicht genommen war, nicht ganz zu übergehen, alljährlich in Neuß eine landwirtschaftliche Ausstellung zu veranstalten. So fand in Neuß in diesem Jahre die 3. Provinzial-Ausstellung des Rheinischen Bauernvereins statt, welche am 23. Juni begann und bis zum 3. Juli einschließlich dauerte. Am Sonntag den 24. Juni besuchte auch Se. Exzellenz Oberpräsident Freiherr v. Schorlemer-Lieser die Ausstellung, welche auf ihn einen sichtlich sehr guten Eindruck hervorrief. Unser erstes Bild zeigt das Empfangsportal der diesjährigen Ausstellung, welches denselben schmucken Eindruck macht wie die ganze Ausstellung. Das Portal, zu welchem Wilh. Fuchs die Holzarbeiten, Firma Rud. van Endert die Dekoration und Malermeister Meyer die Malerarbeiten geliefert hat, ist gebaut nach den Entwürfen des Stadtbaumeisters Sittel, welchem vom Vorstand des Bauernvereins für seine vielen Verdienste um die bisherigen Ausstellungen die große goldene Medaille verliehen worden ist. Unser zweites Bild stellt den Empfang des Oberpräsidenten dar in dem Augenblick, wo der Ehrenpräsident des Rheinischen Bauernvereins Fürst Salm-Dyck den Oberpräsidenten mit einer in einem Hoch endigenden Ansprache begrüßt. — Das dritte Bild ist die Wiedergabe einer photographischen Aufnahme, die anläßlich des Ausfluges des Düsseldorfer Künstlervereins „Lätitia" nach Liedberg gemacht worden ist. — Das Gedicht, „Ein Lebensbild" von Martha Schmuckler, einem 12jährigen Mädchen, bringen wir, um unseren Lesern die frühe Entwickelung eines Talentes vor Augen zu führen.

Allerlei.

[König Friedrich Wilhelm I. von Preußen] war ein abgesagter Feind jeder Kleiderpracht. Begegnete ihm auf seinen Spaziergängen eine Frau, die nicht ganz bescheiden gekleidet war, so war er gleich bereit, sie mit den ehrenrührigsten Schimpfworten zu bedenken. Das Lob eines braven Weibes erhielt nur diejenige, die auf seine Anfrage hin erwidern konnte, daß sie lediglich in häuslichen Geschäften und Verrichtungen ausgegangen sei und daß die Kinder im Hause gut „versorget" seien. — Es fiel einmal dem Könige ein, einen Spazierritt nach Charlottenburg zu machen, um sich in dem dortigen Garten einige Augenblicke zu vergnügen. Damals diente der Park ebenso wie heute mehr den Einwohnern von Berlin als den Königlichen Herrschaften zu ihren Spaziergängen. Sobald als der König in den Garten kam, erblickte er schon von fern ein wohlgekleidetes weibliches Wesen. Dieses erregte seine Neugierde, und er lenkte sein Pferd so, daß sie ihm notwendig begegnen mußte. Als er ihr näher kam, gewahrte er nach seinem eigenen Geständnis allerdings an ihr eine mehr als gewöhnliche Schönheit, aber diese bestärkte ihn noch in dem Vorurteile, den er gegen alle Berlinerinnen hatte. Nachdem er sie nach Namen und Herkunft gefragt hatte, warf er einen flüchtigen Blick auf ihre Kleidung, die nach seiner Meinung doch nicht einfach genug gewesen sein muß, denn er belegte das arme Geschöpf mit einem recht argen Schimpfworte. Als sich die Schöne in bescheidener Weise gegen die Vorwürfe, welche es dann hagelte, verwahren wollte, bestand der König energisch auf seiner Ansicht; er sei von ihren Verhältnissen genau unterrichtet, kenne ihre Liebschaften und dergl. Sie fiel ihm zu Füßen und gestand offenherzig, daß sie einen Liebhaber hätte, der sie unter dem Versprechen, sie heiraten zu wollen, unglücklich gemacht habe, aber jetzt so treulos handelte, daß er sich weigerte, sein Wort zu erfüllen. Der König befahl ihr hierauf wieder aufzustehen und befragte sie weiter, wer denn dieser treulose Liebhaber wäre? Mit der größten Verwunderung erfuhr er, daß es sein eigener Kammerdiener sei. Ohne sich daselbst weiter aufzuhalten, kehrte er wieder gerade nach Berlin zurück mit dem diesem Mädchen hinterlassenen Befehl, daß sie ihm sogleich nach Berlin folgen und ungesäumt auf das Schloß kommen sollte. Sie folgte dem Befehle, und der König konfrontierte sie, sobald er von ihrer Ankunft hörte, mit seinem von ihr als schuldbeladen bezeichneten Kammerdiener. Als dieser die Sache nicht ableugnen konnte und alles eingestehen mußte, ließ der König sofort den Probst Reinbeck rufen und sie in seiner Gegenwart ehelich einsegnen. Noch an demselben Abend erzählte er diesen Vorfall in der Tabakgesellschaft, wobei er die Schönheit des Mädchens rühmte und hinzufügte: „Ich mußte nur umkehren, sonst wäre der Teufel ein Schelm geworden."

[Böse Steuern]. Im Jahre 1704 wurde des Krieges wegen in der Mark Brandenburg eine harte Steuer auf viele notwendige Kleidungsstücke gelegt. Von Schuhen, Stiefeln, Pantoffeln, Strümpfen und Hüten trieb man für jedes Stück einen Groschen ein; nur die abgetragenen Sachen der Fremden und die Schuhe der Kinder unter drei Jahren waren ausgenommen. Kein Schuhmacher durfte das zugeschnittene Leder eher verarbeiten, ehe er es nicht auf der Akzise hatte stempeln lassen. Die Erlaubnis, auf Kleidern, Mänteln, Schuhen und dergl. Gold- oder Silberflittern zu tragen, kostete jährlich einen Taler. Wer eine unbesiegelte Perrücke trug, mußte sich wohl hüten, denn jeder Steuerbeamte durfte sie ihm auf öffentlicher Straße vom Kopfe reißen.

[Begründetes Vorurteil gegen das Impfen]. „Meinethalben brauchten Sie mein Kind gar nicht zu impfen: Ich halte garnichts davon." — „Warum haben Sie denn eine solche ungünstige Meinung vom Impfen?" — „Ich hab's aus Erfahrung. Da war Schneiders Paulen sein Zweiter, der wurde auch geimpt. Was geschah? Drei Tage drauf fiel er aus dem Fenster und brach den Hals. Nun hat der Vater auch noch das Geld ans Impfen gewendet, und der Junge mußte doch sterben." —

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Schippang, Düsseldorf.
Druck der Düsseldorfer Verlags-Anstalt Akt.-Ges., Neueste Nachrichten.